

DOMESTIZIERTE DENKER

FÜHRT DIE UNIVERSITÄTSREFORM ZUM ENDE DES »FREIEN INTELLEKTUELLEN«?

≡ Alexander Košenina

Intellektuelle sind in den meisten Staaten ziemlich unbeliebt. Sie gelten als schwer regierbar, beanspruchen zu jedem Thema das letzte Wort und verstößen gegen ein Grundprinzip aller Politik – die Einfachheit. Wer auf Genauigkeit und Wahrheit pocht, verleiht Sachverhalten eine Komplexität, die rasche Entscheidungen behindern und verzögern muss. Seit Platon stehen solche Leute unter Verdacht, im harmlosesten Fall weltfremd und umständlich zu sein – gefährlich aber im schlimmsten. Als zweiten Vorbehalt führt Platon die Kommerzialisierung der Wissensvermittlung in die Diskussion ein. Seine Kritik richtet sich gegen die Sophisten, eine Gruppe öffentlicher Lehrer, die sich ihre Leistung bezahlen ließ, statt den selbstlosen Dienst an der Seele des Menschen in den Mittelpunkt zu rücken. Die Bedeutung von Idealismus wird wohl nirgends greifbarer als in eben diesem Vorbild des reinen Denkers um der Sache willen, dem jede materielle Entschädigung für seine Aufwendung als Sakrileg erscheint.

Den Begriff des »freien Intellektuellen« gibt es zwar nicht, doch bestünde Freiheit nach Platons Vorschlag in völliger finanzieller und institutioneller Unabhängigkeit. Eine Analogie zum »freien Schriftsteller« existiere deshalb gerade nicht, befreit sich dieser Stand in der Aufklärung doch gerade aus anderen höfischen oder pädagogischen Gnaden zum autonomen Beruf mit steigenden Honorarforderungen. Heute ist die zynisch wirkende Frage nicht ohne Reiz, ob hungernde Privatdozenten und andere ungebundene Gelehrte freier denken dürfen als fest bestellte Mitarbeiter an Akademien, Forschungsinstituten oder Universitäten. Etwas zugespitzt gefragt: Besteht ein Zusammenhang zwischen dem allgemein wahrgenommenen Verschwinden des öffentlichen Intellektuellen – jenes unbequemen, kantigen, streitlustigen Charakters – und der galoppierenden institutionellen Graduiertenvernetzung, Forschungsbündelerei und Exzellenzverschulung? Hat der Individualdenker abseits der Cluster und Großanträge, der bestenfalls irgendein Bücherquartett im Fernsehen dirigieren darf, überhaupt noch eine Chance?

Vielleicht lohnt sich zunächst noch ein weiterer Blick in die Vergangenheit: Im Jahr der Französischen Revolution hält in Jena ein akademischer

Außenseiter eine bemerkenswerte Rede als Geschichtsprofessor. Der Mann ist eigentlich Dichter, genießt in universitären Gefilden also eine gewisse Narrenfreiheit. Mit scharfen Worten attackiert er all jene in seinem studentischen Publikum, die – oft »durch schädliche Lehren und Muster« dazu verführt – »im Reiche der vollkommensten Freyheit eine Slavenseele mit sich herum« tragen. Solche Köpfe nennt er »Brodgelehrte«: Brav sammelnd, ihre Disziplin abgrenzend, versehen sie in vorhersehbaren, geordneten Bahnen ihren Dienst. Ganz anders wirkt dagegen der »philosophische Kopf«: Er überschreitet abgezielte Grenzen, setzt sich über alle Konventionen hinweg, strebt neugierig und ungeduldig in Regionen des Unbekannten.¹ Sicher, die Überlegung strotzt von poetischem und rhetorischem Übermut, wie man sie von Friedrich Schiller als ihres Verfassers auch nicht anders erwartet, zumal im Zeitalter der Schwärmer und Genies. Gleichwohl trifft sie einen sensiblen und zeitlos gültigen Kern allen Denkens überhaupt: Wer – mit Kants Worten von 1784 gesprochen – den Mut nicht aufbringt oder durch andere Umstände daran gehindert wird, sich seines »eigenen Verstandes zu bedienen«,² kann kein Intellektueller sein.

Im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus sind solche Aufrufe zur Denkfreiheit naturgemäß besonders zahlreich. Heute wären die demokratischen Rahmenbedingungen dafür weitaus günstiger, doch die zunehmende Regulierung und Standardisierung des akademischen Betriebes drohen der geistigen Trägheit die Vormacht über das unbequeme Selbstdenken zu verschaffen. Wenn Lessing schon 1777 festhält, dass der bloße Besitz von Wissen und Wahrheit den Menschen »ruhig, träge und stolz« werden lässt, wo doch allein »die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen«, seinen eigentlichen Wert ausmacht, dann ist eine modernere Position kaum denkbar.³ Heute stellt sie nicht allein eine politische verfügte und technokratisch umgesetzte Studienreform in Frage. Denn das routinierte Klappern im schmal eingehetzten Handwerkskanon und das bloße Gieren nach Punkten – selbst in den Geisteswissenschaften allzu häufig in unkreativen Klausuren und anderen mechanischen Wissensabfragen gefordert – beginnt auch die Haltung von Forschern zu beugen. »Das Paradigma Universität ist dem der Schule gewichen« – klagt Jürgen Mittelstraß im Namen vieler in einem öffentlichen Aufruf: Denn wenn aus »Bildung durch Wissenschaft« »Ausbildung im Schatten der Wissenschaft« wird, dann ist eine an der Forschung orientierte und diese wiederum befördernde Lehre preisgegeben, das Modell Humboldt verraten.⁴ Insofern ist die Empörung über die geistige Verflachung im Zeitalter Bolognas nicht zu trennen vom langsamen Verschwinden des Intellektuellen.

1 Friedrich Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?, in: Schillers Werke, Nationalausgabe, Bd. 17, Weimar 1970, S. 359–376.

2 Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Werke in sechs Bänden, Bd. 6, Darmstadt 1983, S. 53.

3 Gotthold Ephraim Lessing, Eine Duplik (1778), in: Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Leipzig 1897, S. 23 f.

4 Jürgen Mittelstraß, Wie die Lust an der Wissenschaft ausgetrieben wird, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.8.2009, S. 6.

Heute werden Forscher ganz ähnlich bewertet, wie sie ihre eigenen Studenten zensieren. Besonders in Großbritannien, wo der Turnus der landesweiten »Research Assessments« das akademische Leben dirigiert, wagt niemand mehr ein ganz eigenes Thema zu bearbeiten, das vermeintlich geringere Wertschätzung in den Augen der Kontrolleure – einer gefürchteten Kommission für jedes Fach – finden könnte. Dass die eingesandten Bücher dann nach vielen Monaten oft unberührt – gleichsam eingeschweißt in ihrer Frischhaltefolie – zurückkommen, kann das feste Vertrauen britischer Kollegen nicht erschüttern, das göttliche »Panel of Peers« habe alles, aber auch wirklich alles Zeile für Zeile gelesen. Und so fahren sie fort nur das zu denken, was als forschungsopportun und marktgängig gilt – ähnlich wie britische Studenten, deren erste und oft einzige Frage lautet: Was muss ich tun, um eine möglichst gute Note zu erhalten?

Hierzulande wird die Forschungsfreiheit noch nicht so unverblümt verabschiedet. Evaluierungen finden noch nicht so regelmäßig, staatlich verordnet und flächendeckend statt wie in Großbritannien. An Exzellenzwettbewerben kann sich eine Universität schließlich aus freien Stücken beteiligen, wobei ihre einzelnen Mitglieder sich schwerlich ausnehmen dürfen. Dabei die stimulierende Kraft von Konkurrenz und Wettkampf in Abrede zu stellen, wäre töricht. Nach den fetten und damit trägen siebziger Jahren haben solche Reize sicher viel Gutes bewirkt. Doch seit Wissenschaftsmanager die Kontrolle übernommen haben, geht es nicht mehr um den Sieg bester Argumente und scharfsinnigster Einsichten, sondern um das Sammeln von Punkten, Messen von Drittmitteln und die Erhebung von Außenwirkungen. »Ranking«, »Citation Index«, »Impact Factor«, »Quality Assurance« sind längst keine Fremdwörter mehr, vielmehr sind es die griffigen Hebel der neuen »Controller« in den Dekanaten und Präsidien oder der mächtigen Weichensteller bei der DFG. Heute lautet das Mantra der Wissenschaft: Projektantrag.

In der Regel steckt dahinter nicht der Typus des Individualgelehrten, sondern das Kollektiv. Soll ein Hut aber auf viele Köpfe passen, muss dieser weich und biegsam sein, vielen angenehm in Form und Farbe, von durchschnittlicher Größe und ohne störende Kanten. Deshalb ist der Sinn von Forschungsprojekten, Clustern oder auch Graduiertenschulen nicht grundsätzlich in Frage zu stellen. Auch in den Geisteswissenschaften gibt es Gegenstände, die nur durch vernetzte Groß- oder Grundlagenforschung zu bewältigen sind. Vieles spricht sogar dafür, Unternehmen des 19. Jahrhunderts wie den altphilologischen Thesaurus »Linguae Latinae« oder das germanistische »Grimmsche Wörterbuch« als Vorläufer der heute geforderten »Big Science« oder »Large-Scale Science« zu betrachten. Dass sie in Deutschland viel eher

einen Ursprung und eine Heimat hat als in Amerika oder England, ist ein bemerkenswerter aktueller Befund.⁵ Die Frage ist aber, ob forciert inter- oder transdisziplinäre Verbände sich nicht auch der Gefahr aussetzen, vagen Analogien und Assoziationen eher zu folgen als eindringlichen Fachanalysen. Beurteilen kann man das nur von Fall zu Fall, am wichtigsten bleibt aber die Entscheidungshoheit der Wissenschaft – ausschließlich orientiert an den Gegenständen statt an politischen Exzellenzstrategien.

Um ein Entweder-Oder kann es dabei nicht gehen. Die gegenwärtig sich abzeichnenden Weichenstellungen könnten jedoch zu einer eklatanten Verarmung an geistiger Vielfalt führen. Wenn Interessen zunehmend aufgegeben und ausgeschlossen werden, die zur Projekt- und Antragsbetriebsamkeit nicht passen (wollen), mithin als »nicht anschlussfähig« gebrandmarkt werden (ein hässliches Wort!), dann steuert man auf eine Zentralverwaltungswissenschaft zu. Innovative Einfälle lassen sich aber nicht so einfach steuern, erzwingen, forcieren – sie ereignen sich eher zufällig und im Abseits, keinesfalls aber unter Aufsicht. Und noch etwas geht unter der Ägide des Managements verloren: die Demut vor den Gegenständen der Wissenschaft. Ihnen hat das primäre Interesse des Forschers zu gelten, nicht ihrer sekundären Anwendbarkeit, Marktgefälligkeit, Aussicht auf Antragsbewilligung. Fast will es scheinen, als habe Leibniz all das schon vor 300 Jahren geahnt. Entsprechend energisch gebot er der Aufzählungs- und Gedächtniskunst des alten Enzyklopädismus Einhalt und forderte dagegen eine neue »Ars Combinatoria« und »Ars Invenendi« im Rahmen einer »Scientia Generalis«. Dass Freiheit, Erfindung und Kreativität und nicht buchhalterisches Sammeln, Zählen und Messen den Intellektuellen im Kern ausmachen, beginnt man inzwischen wieder zu vergessen.

Deutsche Wissenschaft genießt international noch immer ein hohes Ansehen, doch Dichter und Denker – philosophische Köpfe, nicht Brotgelehrte – sind keine gesicherte Naturressource. Hervorzubringen sind sie nur durch ein universitäres Bildungs- statt ein verschultes Ausbildungsprogramm, das von selbstständig denkenden und forschenden Geistern statt drangsalierenden Modultechnokraten lebendig gehalten wird. Und in Graduiertenschulen oder Forschungsnetzwerken müssen die Nachwuchstalente ihren eigenen Kopf durchsetzen dürfen, müssen ihre eigene Sprache statt den Jargon des jüngsten »turns« sprechen, also im besten Sinne individualistisch, exzentrisch, souverän sein. Die besten unter ihnen werden sich als öffentliche Intellektuelle qualifizieren und dafür die Institutionen bei Bedarf verlassen, falls sie ihnen Denkfreiheit verweigert. Nur dann ist mit originellen, innovativen Ergebnissen zu rechnen.

5 Carlos Spoerhase, Big humanities: Größe und Großforschung als Kategorien geisteswissenschaftlicher Selbstbeobachtung, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen, Bd. 37/38 (2010), S. 9–27.



Prof. Dr. Alexander Košenina, geb. 1963, wechselte 2008 von einer Professur für Deutsche Literatur in Bristol an die Leibniz Universität Hannover. Er publiziert zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17. bis 20. Jahrhunderts und ist regelmäßiger Autor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.